Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 7. Jahrgang des „Protestant".

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244 a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. Nr. 15. Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin 11. April 1903 Bremen.

Inhalt: Leben. Von P. Kirmß. — Soll das Jesuitengesetz zerbröckelt werden? I. Von Th. Woltersdorf. — Ein alter Kämpe der Orthodoxie. II. Von F. Lipsius. — Der Protestantismus des 20. Jahrhunderts in Wort und Bild. Von O. V. — Umschau. (Italien.) — Kirchliche Nachrichten. — Berichtigung. — Anzeigen.
Feuilleton: Heiligenverehrung in der Schweiz. I. Von Wilh. Heymann.

Leben.

Joh. 11, 26. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Die Auferstehung ist der naturnotwendige Abschluß des Erdenlebens Jesu. Wie die Liebe zuletzt siegen und die Wahrheit triumphieren, vermöge ihrer inneren Lebenskraft, so mußte Jesus, der Gekreuzigte und von der Welt Verworfene, zum Siege hindurchdringen. Der äußere Untergang wurde ihm zur Erhöhung, die äußere Niederlage zum Sieg, der leibliche Tod zum Leben. Durch die dunkle Nacht des Todes dringt er in der Kraft der Liebe und des Geistes zu seinen Jüngern hindurch. Er lebt nun nicht mehr unter ihnen, sondern in ihnen, und sie leben in ihm. „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe."

Wo er ist, da ist Leben. Denn er ist selbst Leben, Schöpfer wahren Lebens. Wo er in einer Menschenseele lebt, da ist Leben. Wo er mit Menschen wandert, da blühen die Gefilde, auch wenn sie äußerlich angesehen eine Wüste sind. Alles, was an ihm ist und von ihm kommt, ist Leben, sein Werk, sein Geist, die Buße, zu der er uns hinabführt, der Glaube, zu dem er uns erhebt, die Liebe, die er in uns entzündet, alles ist Leben.

Wie viel bringt er damit uns, gerade uns in dieser unserer Zeit. Eine Zeit mit reicher Kultur und üppigem Genußleben bringt es wohl mit sich, daß die Menschen zweifelnd, kalt und satt in das Leben blicken, und daß für viele, noch fast ehe sie zu leben recht angefangen, das Leben bereits seinen Wert verloren hat. Es ist eine Müdigkeit, die sich auf die Seelen legt, daß sie fragen: Wozu diese Mühe? Es ist ein Geist, der zu uns herüberweht aus den Ländern des Buddhismus, der auch unter uns seine Klagestimme erhebt: Alles Leben ist Leiden, und das beste ist, wenn unser Leben verlischt wie ein Licht, um nie wieder angezündet zu werden, wenn es zerfließt wie das Bläschen in der Schaumwelle, um nie wiedergeboren zu werden. Diese Lehre ist wie der betäubende Duft eines Giftbaumes, der den Menschen einschläfert zu todbringendem Schlummer. Es ist ein besonders schlimmes Zeichen der Zeit, daß diese Stimmung gerade unter der Jugend weit verbreitet ist. Wir wollen dem mit aller Kraft entgegentreten und den Glauben an das Leben predigen und uns damit in den Dienst dessen stellen, der spricht: Ich bin das Leben. Ob das Leben für dich reich oder arm ist, hängt von dir ab. Es kommt darauf an, wie du es auffassest und anfassest. Ein Leben von 80 Jahren ist vielleicht unfruchtbar, wie der Wind, der über Stoppelfelder weht oder durch den Dornenstrauch fährt. Und ein anderes Leben dauert nur 20 oder 30 Jahre, und es ist wie ein weites Feld, über welches die Frühlingswinde wehen, auf welchem die Saaten sprießen, über welches große Verheißungen dahinziehen.

Darum laßt uns in der Nachfolge Jesu an das Leben glauben und wirklich leben! Laßt uns glauben. Ohne Glauben ist das Leben leer, ein Aufgehen in gemeinem Bedürfen und Genießen. Der Glaube ist Erhebung des Geistes zum Ewigen, ein Trinken aus den Quellen des ewigen Lebens. Es ist ein Atmen der Seele in Gott. Dabei ist er zugleich zu Hause in der Welt. Er deutet das Erdenleben und alles, was es bringt, als von Gott gegeben und als ein Mittel der Läuterung und Bereicherung unseres inneren Lebens, so daß Arbeit und Genuß, Ruhe und Anstrengung, Schicksal und Erfahrung, Verkehr mit den Menschen und stille Einsamkeit uns Leben wird, wirkliches Leben. Wir gehen über die Wellen des Lebens hin und gehen nicht unter. Wir wandern dahin unter den Ungewittern des Geschickes und es umweht uns im Sturme Gottes Kraft. Laßt uns lieben, in jener aufrichtigen ungefärbten Liebe, die wirklich das Heil des andern sucht und in dem andern aufgeht und eben damit das Leben des andern in sich aufnimmt, mit dem eigenen Leben verschmilzt. Laßt uns arbeiten, wo wir auch im Leben stehen, welche Arbeit uns auch aufgetragen ist, mit dem ganzen Menschen, mit dem Herzen, mit frohem Mut, so daß unsere Arbeit, indem sie den Menschen dient, geadelt wird zu einem Gottesdienst. Laßt uns fröhlich sein in der Hoffnung. Über der Zukunft, wenn sie auch noch so trübe aussehen mag, schweben die Verheißungen Gottes und sagen uns, daß auch über den unbekannten Wegen der Zukunft Gott walten wird. Das heißt Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben.

Er wird leben, ob er gleich stürbe. Dieses wirkliche Leben, das Jesus uns bringt und in unsere Seele legt, ist etwas so Großes, daß es der Tod nicht töten kann. Es ist für den Tod unangreifbar. Wenn der Tod im Herbst mächtig durch Feld und Wald schreitet, so kann er nur die Hülle töten. Das Leben selbst bleibt und es wird, ob auch eine Weile verborgen, wiederkommen. Mit dem Leben, mit welchem Christus unsere Seele erfüllt, ist unauflöslich die Gewißheit verbunden, daß der Tod uns nicht töten kann.

„Wer an mich glaubt, wird leben, ob er gleich stürbe."

P. Kirmß.

Soll das Jesuitengesetz zerbröckelt werden?

I.

Der große opferreiche Krieg hatte uns das Deutsche Reich gebracht, mit ihm die Kaiserkrone des protestantischen Preußenkönigs. Preußen aber galt den Jesuiten und ihren Anhängern als „der Haupt- und Tod-Feind Roms", weil es, wie das römische Jesuitenblatt „Civilta cattolica" erklärte, „der Wall und die Festung des Protestantismus in Deutschland" sei. Freilich mußte ein Deutsches Reich mit dem Kaisertum der größten protestantischen Vormacht dem jesuitisch-ultramontanen Katholizismus zum schweren Ärgernis gereichen. Denn das Grunddogma dieses Katholizismus ist die Alleinberechtigung der römisch-katholischen Kirche, und sein höchstes Ideal für diese Erde: die Weltherrschaft des Papstes. Sehr bald wußte Bismarck, daß man auf jener Seite mobil machte, um die kirchlichen Herrschaftsansprüche im neuen Reiche durchzusetzen. Wir wissen, wie die deutschen Einzelstaaten und das Reich es unternahmen, die Staatshoheit über die katholische Kirche durch die Gesetzgebung zu wahren, und sich gegen die staatsgefährlichen Umtriebe der päpstlichen Partei sicher zu stellen. Zu den so geschaffenen Notgesetzen gehört auch das Reichsgesetz, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, vom 4. Juli 1872, das sogenannte Jesuitengesetz.

Die meisten anderen Gesetze, welche dem Kulturkampf ihre Entstehung verdankten, sind allmählich teils wesentlich abgeschwächt, teils gänzlich aufgehoben worden. Schon vor zehn Jahren beschloß der Reichstag auf den Antrag der Zentrumspartei die Aufhebung auch dieses Gesetzes. Bisher hat der Bundesrat diesem Beschlusse die Zustimmung versagt. Es schien unmöglich, daß Deutschland aufs neue zum offenen Arbeitsfelde der Jesuiten werden solle.

Nun plötzlich hat der preußische Ministerpräsident, Reichskanzler Graf v. Bülow, den Reichstag und uns alle mit der Eröffnung überrascht, daß er die preußischen Stimmen im Bundesrate instruieren werde, die Beseitigung des § 2 des Jesuitengesetzes zu bewilligen. Das deutsche Volk hat sich nachgerade daran gewöhnt, daß die ultramontane Partei der katholischen Kirche namentlich seitens der preußischen Regierung immer neue Zugeständnisse erhält. Daß ihr nunmehr auch die Zerbröckelung des Jesuitengesetzes zugestanden werden soll, hat trotzdem die weitesten Kreise des Volkes, zumal die protestantischen, aufs tiefste erregt, und schon an vielen Orten ist gegen die kundgegebene Absicht Einspruch erhoben worden.

Ist diese Erregung berechtigt? haben auch wir begründeten Anlaß, unsere Stimmen für den unveränderten Fortbestand des Jesuitengesetzes zu erheben?

Es handelt sich für jetzt nicht um die Aufhebung, sondern, wie ich sagte, um die Zerbröckelung des Gesetzes. Die Bestimmungen des § 1 sollen bestehen bleiben, Ordensniederlassungen und Ordenstätigkeit der Jesuiten also auch fernerhin untersagt sein. Nur die e i n z e l n e n Jesuiten sollen von den Aufenthalts-Beschränkungen befreit werden, die nach § 2 über sie verhängt werden dürfen: die ausländischen Jesuiten sollen nicht mehr aus dem Bundesgebiete ausgewiesen, den inländischen nicht mehr der Aufenthalt in bestimmten Bezirken versagt oder angewiesen werden können. Da mag nun mancher fragen: Sollte das wirklich von so großer Bedeutung sein? Wenn doch dem Jesuitenorden und seinen einzelnen Angehörigen die Ausübung jeder Ordenstätigkeit untersagt bleibt, sind dann die einzelnen Jesuiten, die hier oder dort im Reiche wohnen, nicht lediglich als Privatleute zu betrachten? und ist es dann nicht überflüssig, sie in der Wahl ihres Aufenthaltes beschränken zu können? Aber die so fragen, bedenken nicht, daß auch die einzelnen Jesuiten niemals P r i v a t l e u t e sind, sondern immer und überall O r d e n s l e u t e, die ihrem Orden zu dienen haben in unbedingtem, blindem Gehorsam.

Dazu ist jeder Jesuit erzogen und dazu ist er verpflichtet nach der Verfassung seines Ordens.

Die römisch-katholische Kirche fordert von ihren Gliedern, in den Angelegenheiten der Religion sich des eigenen Urteils zu begeben. Der Katholik hat einfach zu glauben, was die Kirche ihm zu glauben heißt, mag es auch noch so sehr gegen seine eigene Einsicht sein. Dieses Opfer des eigenen Urteils, das sacrificio del intelletto, fordert der Jesuitenorden von seinen Angehörigen nicht bloß inbetreff der Religionslehren, sondern ohne jede Einschränkung schlechtweg und unbedingt. Der Jesuit hat für schwarz zu halten, was er weiß sieht, sobald der Vorgesetzte ihm sagt, daß es schwarz sei. Er hat die Wurzel des Baumes für die Krone zu halten, sobald der Vorgesetzte ihm sagt, daß sie die Krone sei. Und so ohne jedes eigene Urteil muß der Jesuit seinen Vorgesetzten den unbedingtesten Gehorsam leisten. Er soll sich von ihnen gebrauchen lassen wie der Stab von der Hand des Wanderers, ja er soll ihnen gegenüber sein wie ein

---

Heiligenverehrung in der Schweiz.

I.

Wandert man von Kägiswil, einer Station der Brünigbahn, die neue bequeme, am schäumenden Melchaabache entlang führende Landstraße über Kerns aufwärts, so erblickt man bald, anmutig über grünen Wiesen und verstreuten Baumgruppen aufsteigend, das Flüeli, einen ausgedehnten Hügel, von freundlichen einzelnen oder gruppenweise bei einanderliegenden Häusern belebt. Über alles ragt die hochgelegene Kapelle mit Türmchen hinweg. Von der natürlichen, auf Felsen wurzelnden Plattform, die sie umgiebt, hat man eine wundervolle Aussicht über das weite, von wohlgerundeten Hügeln durchzogene Tal auf den tief unten glitzernden Sarner See, hinter dem sich im Westen die scheinbar eine zusammenhängende Kette bildenden Schwendiberge, mit der seltsamen liegenden Bischofsgestalt des Pilatus endigend, erheben; wendet man dagegen den Blick nach Osten, so grüßt in schweigender Hoheit das Gegenüber jenes Bergriesen, das mächtige Stanserhorn mit seinen zwei breiten Gipfeln herüber. Allabendlich sendet, wenn der Himmel günstig ist, das Hotel da oben die breite Lichtgarbe seines Scheinwerfers meilenweit durch die Landschaft, auch zum Flüeli herunter. Gewiß, die Schweiz ist allen Ländern voraus in der Nutzbarmachung aller Fortschritte der Technik für die Erschließung auch der abgelegensten Winkel, der unwirtlichsten Höhen ihres Gebiets und für ihre Ausgestaltung zu behaglicher Bewohnbarkeit. Anders steht es dort freilich, wie auch aus den folgenden Mitteilungen hervorgehen wird, zum Teil in geistiger Hinsicht.

Das Flüeli und seine Umgebung ist vor Zeiten der Schauplatz für die Schweiz sehr bedeutsamer Ereignisse und die Stätte der Wirksamkeit eines Mannes gewesen, der schon bei Lebzeiten weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus berühmt wurde, von seinen Landsleuten aber bis auf den heutigen Tag als Wohltäter und „Landesvater", ja in weiten Kreisen als ein Heiliger verehrt wird. Nikolaus von Flüe, der Träger eines auch uns Deutschen aus der Rütliszene im Tell bekannten Namens, hat durch seine Vermittlung einen drohenden Bruderkrieg unter den Eidgenossen verhindert; das allein würde hinreichen, ihm die dauernde Verehrung seiner Landsleute zu sichern.

Nahezu zwei Jahrhunderte hatte der alte, auf dem Rütli gegründete und beschworene Bund der Urkantone bestanden, da beantragten die Städte Freiburg und Solothurn, in denselben aufgenommen zu werden. Gewiß würde eine große von außen drohende Gefahr die sämtlichen Gaue des Schweizer Landes zum Zusammenschluß getrieben haben; in Friedenszeiten scheint fast beständig das, was die einzelnen Kantone trennte, stärker gewesen zu sein, als was sie zueinander zog. Im fünfzehnten Jahrhundert war es der Unterschied in der Form der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in den Städten und „Ländern", wie man die Urkantone nannte, der einer Einigung ein unüberwindliches Hindernis entgegenzusetzen drohte. In den Ländern herrschte eine reine Demokratie, in den Städten bestand eine repräsentative Verfassung, bei welcher die Macht in den Händen von Räten und Regierungen lag, die durch bevorzugte Geschlechter und Zünfte gewählt waren. Als Folge des Eintritts von noch zwei Städten in die Eidgenossenschaft zu den

Leichnam, der empfindungslos und darum auch widerstandslos mit sich machen läßt, was man mit ihm machen will. Sie zu diesem unbedingten, blinden Gehorsam zu bringen, der oft große Willenskraft erfordert, und sie daran zu gewöhnen, daß sie ihrem Willen Richtung und Inhalt lediglich durch die Vorgesetzten geben lassen, ist das Hauptstück in der Erziehung, welcher die angehenden Jesuiten unterworfen werden.

Solcher Gehorsam ist natürlich nicht möglich, ohne daß zuvor alle die Verhältnisse gelöst sind, die sonst irgendwie bestimmend auf den Menschen einwirken. Darum hat der Jesuit bei seinem Eintritt in den Orden das Band der natürlichen Liebe, das ihn an die Familie knüpft, durchaus zu lösen. Er soll nicht mehr sagen: „ich habe Eltern und Geschwister", sondern: „ich hatte sie, nun habe ich sie nicht mehr". Seine Liebe soll von nun ab nur der Orden sein. Ebenso ist's mit der Liebe zur Heimat und zum Vaterlande. Auch von ihr hat der Jesuit sich loszumachen. Heimat und Vaterland ist ihm hinfort der Orden. In einer Eingabe an die russische Regierung vom 11. September 1811 erklärte der Ordensgeneral Brzozowski wörtlich: „Allerdings sind auch einige Ausländer in unserm Orden, aber sowie sie aufgenommen sind, haben und kennen sie keine anderen Grundsätze, keine anderen Interessen, als die der Körperschaft, der sie unwiderruflich einverleibt sind."

Und diese Körperschaft sendet jedes ihrer Mitglieder dahin, wo sie es für ihre Interessen am erfolgreichsten benutzen kann. Ein scharf durchgeführtes System der Überwachung und Erforschung verschafft den Oberen die genaueste Kenntnis jedes einzelnen Ordensmitgliedes und macht es ihnen möglich, ein jedes gerade an der Stelle und zu der Tätigkeit zu verwenden, für die es nach seiner Persönlichkeit und seinen besonderen Fähigkeiten am meisten geeignet und geschickt ist. Die Tätigkeit der Jesuiten aber bewegt sich auf den verschiedensten Gebieten. Sie umfaßt die äußere und die innere Mission, Predigt und Beichtstuhl, Jugendunterricht und Seelsorge, Wissenschaft und Literatur, Politik und Publizistik, Handel und Industrie und was sonst irgend den Interessen des Ordens dienen kann.

So gleicht der Jesuitenorden einer großen kunstvoll konstruierten Maschine, in der jedes Rad und Rädchen genau da seinen Platz hat, wo seine Wirkung für die sichere Arbeit der Maschine nützlich ist; kein Teil bewegt sich durch sich selbst, aber mit einem einzigen Griffe seiner Hand setzt der Werkmeister — das ist hier der Ordensgeneral — sie alle in Bewegung, und nur seinem Willen folgend wirken sie alle zur Erfüllung des Zweckes, dem die Arbeit der Maschine gilt.

Welchem Zwecke aber gilt die Arbeit des Jesuitenordens?

Weimar. Th. Woltersdorf.

Ein alter Kämpe der Orthodoxie.

II.

Im Jahre 1541 reiste Flacius nach Wittenberg. An dem Ursprungsort der deutschen Reformation kam ihm Melanchthon, dem er wieder Empfehlungen aus Tübingen mitbrachte, ebenso freundlich entgegen, wie die Freunde dort und in Basel. Auch er verschaffte ihm Schüler, denen Flacius griechischen und hebräischen Privatunterricht erteilte, ja unterstützte ihn aus seinem eignen Vermögen. Andere Professoren und gelehrte Männer erwiesen sich ihm ebenfalls wohlwollend, ehrten ihn mit ihrer Freundschaft oder ließen sich selbst von ihm in das Hebräische einführen. Unter ihnen Paul Eber und Johann Mathesius, beide bekannt als Dichter geistlicher Lieder, sowie Johann Aurifaber, Luthers Tischgenosse und Famulus, der die Jenaer Ausgabe von Luthers Werken mit besorgt hat. So groß war das Vertrauen, das man allgemein schon in das Wissen des jungen Gelehrten setzte, der doch die eigene wissenschaftliche Ausbildung noch keineswegs für abgeschlossen hielt, sondern sich in den Vorlesungen des Vitus Ortelius von Winsheim im Griechischen immer noch zu vervollkommnen suchte. Vor allem aber waren es natürlich Luther und Melanchthon, zu deren Füßen er saß und deren Worte er begierig einsog. Vierundzwanzig Jahre alt wurde er als Professor des Hebräischen in den Lehrkörper der Hochschule aufgenommen. Doch hat er sich in seinen Vorlesungen auf dieses Feld nicht beschränkt. Er las auch über die paulinischen Briefe, ja sogar über die Schriften des Aristoteles, dessen Philosophie er als Vorschule für das Studium der göttlichen Offenbarung außerordentlich hochschätzte. Zahlreiche Zitate in Flacius' späteren Arbeiten beweisen, wie gründlich er sich die Werke des großen Stagiriten zu eigen gemacht hat, und Preger wird nicht im Unrecht sein, wenn er die dialektische Gewandtheit und die geregelte Weise, den jeweiligen Stoff zu erfassen, die seine schriftstellerischen Produkte auszeichnen, als eine Frucht dieser Beschäftigung ansieht. Daß ein

---

schon darin vorhandenen, Zürich, Bern und Luzern, fürchteten die Länder ein Übergewicht der Städte und eine Beeinträchtigung ihrer eignen Rechte. Aber ihre Weigerung, dem Gesuch der zwei Städte zu willfahren, veranlaßte die drei genannten Städte, mit jenen — treuloserweise freilich — gegen die Länder ein „ewiges Burgrecht" zu vereinbaren, und nun war es an den Ländern, die sich in ihrer Vereinzelung zu schwach fühlten, die Aufnahme in den Bund der Städte unter den von diesen vorgeschriebenen Bedingungen nachzusuchen. Vier Jahre hindurch (1477—1481) geführte Verhandlungen hatten nur die Erbitterung auf beiden Seiten gesteigert, und der Ausbruch des Bruderkrieges wurde stündlich erwartet, da gelang es dem besonnenen Eingreifen von „Bruder Klaus", der in einer von seinen Angehörigen tief unten in der Schlucht zu Füßen des Flüelihügels ihm erbauten Einsiedelei ein beschauliches Leben führte, während der aufregenden Verhandlungen aber von den Abgesandten der streitenden Parteien mit ihren Bitten um Schlichtung des Zwistes förmlich „überloffen" worden war, die Streitenden zu versöhnen und eine Einigung zu stande zu bringen, laut welcher Freiburg und Solothurn in den Bund aufgenommen, das Burgrecht aber abgetan wurde. Der neue Bund, das sogenannte Stanser Verkommnis, wurde abgeschlossen am 22. Dezember 1481.

Wir wissen, daß schon bald, nachdem Bruder Klaus sich in „die schauerliche Einöde des Ranft" (der Schlucht) zurückgezogen hatte, der Ruf von seiner eigenartigen Persönlichkeit, seinem weltabgewandten und doch die Menschen so unwiderstehlich in seinen Bann ziehenden Wesen in weite Ferne drang und fromme Pilger und Neugierige aller Stände auch aus dem „Reiche" herbeizog. Von dem, was sie da unten gesehen und gehört hatten oder zu haben glaubten, erzählten die Heimkehrenden zu Hause, namentlich beschäftigte ihre Phantasie das äußerst strenge, ja übernatürlich erscheinende Fasten des heiligen Mannes. Die Legende bemächtigte sich seiner Person und umspann sie mit einem Gewebe von Wundergeschichten, das im Laufe der Zeit immer dichter und unentwirrbarer wurde.

Am Fuße eines mit einem Glasgemälde geschmückten und von den dankbaren Sarnern ihrem Schutzpatron gewidmeten Fensters oben in der Flüelikapelle liest man die Worte: „Von hier aus, wo diese Kapelle steht, hat der seelige Bruder Klaus mit dem heiligen Kreuzeszeichen die Feuersbrunst von Sarnen gelöscht. Dies geschah den 13. August 1468." Das gegenüberliegende Fenster trägt die Inschrift: „An dieser Stelle, wo man nachher diese Kapelle baute, ist der seelige Bruder Klaus nach seinem Tode seiner Frau mit der Siegesfahne erschienen." Und in der unteren der beiden Kapellen, die unten im Ranft stehen, finden wir eine weitere Wundererscheinung verzeichnet, die dem seligen Nikolaus selbst begegnet ist: „Hier, wo diese gnadenreiche Kapelle jetzt steht", lesen wir dort über der Tür, „hat sich Maria die Gottes Mutter dem slge Bruder Nikolaus sichtbar gezeigt."

Zur vierhundertjährigen Jubelfeier des Todestages von Bruder Klaus (den 21. März 1887) erschien zu Einsiedeln in der Schweiz ein Buch, das in volkstümlicher Form und Sprache den einfachen Mann mit allem bekannt zu machen bestimmt ist, was die Forschung über das Leben und Wirken des gefeierten Nationalheiligen zu Tage gefördert hat. Auch dem unbefangenen Nichtkatholiken, der in religiösen Dingen fremde Meinungen

Lehrer in der geschilderten Weise weit auseinander liegende Gebiete gleichzeitig bebaute, was in damaliger Zeit nichts Unerhörtes war, wie das Beispiel des Grynäus in Basel und vor allem das Melanchthons erweist, der nicht nur philologische und theologische Kollegien hielt, sondern auch Rhetorik, Dialektik und Physik vortrug.

Für seine akademische Lehrtätigkeit bezog Flacius in seiner Wittenberger Zeit ein Gehalt von 100 Gulden. Diese Summe, zu der noch die Einnahmen aus dem nebenher noch fortgesetzten Privatunterricht kamen, schienen ihm hinreichend, um einen eigenen Hausstand zu begründen. So vermählte er sich im Herbst des Jahres 1545 mit der Tochter des Pfarrers Michael Faustus, „eines armen und frommen Greises, der lange der Kirche gedient hat", wie Melanchthon berichtet.

Unter den Trauzeugen war Luther, hielt doch er besonders große Stücke auf den Fremdling. Er sah in ihm Geist von seinem Geist, und wenn er an den eignen Tod dachte, so war Flacius seine Hoffnung für die Zukunft seiner Lehre. Denn mehr und mehr gewann es den Anschein, als ob nicht der Geist des unbeugsamen und seiner selbst gewissen Glaubenshelden, sondern der des vorsichtig abwägenden Grammatikus dermaleinst den Charakter der Universität bestimmen und vielleicht im ganzen evangelischen Deutschland den Sieg gewinnen werde, und immer deutlicher zeigt es sich, daß Luthers vertrautester Mitarbeiter, weit entfernt, bloß dessen Gedanken in eine wissenschaftliche Form zu gießen, vielmehr in vielen Punkten seine eigenen Wege ging. Mit Sorge und Mißtrauen beobachtete jener daher des anderen fortgesetztes Streben, sich mit der alten Kirche wieder zu verständigen. Vor allem aber war es die Tatsache, daß sich Melanchthon in der Abendmahlslehre der vermittelnden Richtung Calvins angeschlossen hatte, die Luther bisweilen heftig gegen den Freund aufbrachte. Denn gerade in diesem Punkt war er bekanntlich immer schroffer geworden: daß der Leib Christi mit dem Mund genommen und mit den Zähnen zerbissen werde, schien ihm schließlich die Hauptsache an der Feier, und alles andere dünkte ihm nur Schwärmerei und Entleerung des Sakramentes. Kein Wunder, wenn es ihm ein großer Trost war, eine junge Kraft neben sich zu wissen, die gewillt schien, in stürmischen Zeiten kein Titelchen seiner Lehre preiszugeben. Den Waffenschmied der deutschen Reformation hat er übrigens dennoch bis zuletzt für einen hohen Mann geachtet, der große Arbeit täte, und den er sich selbst nicht wollte ganz verloren gehen lassen. Und wenn sich Melanchthon auch zu Lebzeiten des Titanen in Wittenberg, das er nicht verlassen mochte, und wo er doch die eigene Meinung nicht frei vertreten konnte, bisweilen vorkam wie ein an den Kaukasus geschmiedeter Prometheus, so begann doch seine eigentliche Leidenszeit erst nach dem Tode Luthers. Da erst kam der Kampf zwischen ihm und den Lutheranern strenger Observanz — Flacius voran — zu offenem Ausbruch, und oftmals hat Melanchthon sich gesehnt, erlöst zu werden von der Wut der Theologen. Man wird des Flacius' Verhalten nicht in allen Stücken billigen können, jedenfalls aber zeigt der Verlauf der Ereignisse seit dem Ende der vierziger Jahre, daß er Luthers Hoffnungen nicht getäuscht hat. Er hat sich in der Tat als der Vorkämpfer des Luthertums erwiesen, ja vielleicht den deutschen Protestantismus überhaupt durch seinen Mut vor einem gefährlichen Abwege bewahrt.

Der Streit um das Interim bot den Gegnern den Anlaß, gegen Melanchthon zum Angriff vorzugehen. Doch müssen wir hier etwas weiter ausholen. Nach der für die evangelische Sache so verhängnisvollen Niederlage Johann Friedrichs auf der Lochauer Heide im Jahre 1547, die ihm selber den Kurhut kostete, wollte Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Augsburg die religiös-kirchlichen Zustände im Reich bis zum Ende des Tridentiner Konzils „interim" so gestalten, „daß alle Reichsstände nebeneinander gottselig, christlich und friedlich leben könnten". So beauftragte er denn mehrere Theologen, unter denen sich als ein einziger Vertreter des evangelischen Standpunktes nur der eitle und unzuverlässige Johann Agrikola, damals Hofprediger des Kurfürsten von Brandenburg, befand, mit der Abfassung einer Glaubensordnung für Deutschland. Sie stellte begreiflicherweise in den meisten Punkten die katholische Lehre teils offen, teils in verschleierten Ausdrücken wieder her. Es finden sich darin wieder die sieben Sakramente, das Meßopfer, die Fürbitte der Heiligen, und als die wahre Kirche erscheint die bischöflich regierte römische. Nur Priesterehe und Laienkelch sollten vorläufig geduldet werden. Trotzdem der neu ernannte Kurfürst Moritz von Sachsen erklärte, ohne Einwilligung seines Landes nichts annehmen zu können, wurde das Interim den Ständen aufgenötigt, und zwar als Ausnahmegesetz für die Protestanten, was die Sache vollends unerträglich machen mußte.

Alsbald erhob sich dagegen überall der heftigste Wider-

„ruhig zu verehren" geneigt ist, würde es ganz unanstößig erscheinen, wenn in einem solchem Buche der Legende ein weiter Raum gegönnt wird, sofern dieselbe einfach der Überlieferung gemäß wiedergegeben, und die Nutzanwendung dem einzelnen überlassen geblieben wäre. Aber der Verfasser fordert für seine Mitteilungen auch der Wundergeschichten nicht bloß unbedingten Glauben, er verlegt sich auch aufs Beweisen, und das einem Leserkreise gegenüber, der nicht in der Lage ist, die Schwächen der Darlegung prüfend zu erkennen.

Wir möchten im folgenden einige Proben von der eigenartigen „Beweisführung" des erwähnten Buches geben, das eine dankbare Aufgabe traurig gelöst hat.

Ob denn das alles, was hier erzählt werde, auch wahr sei, läßt der Schriftsteller den Leser gleich im Eingang fragen, und er antwortet ohne Bedenken: „Ja, mein lieber Leser, wahr, sicher und gewiß." Berichte von Zeitgenossen, Augenzeugen, beeidigten „Kundschaftern" bei den verschiedenen Heiligsprechungsprozessen gelten ihm als sichere Bürgschaft für die Richtigkeit des Erzählten. Dergleichen findet sich vor allem in der ältesten uns erhaltenen Quelle, dem Kirchenbuche von Sachseln, einem unter dem Flüeli am Sarner See freundlich gelegenen Flecken, dessen Kirche die Gebeine des Verstorbenen birgt.

Es fällt auf, daß der Verfasser von dem genannten, die Jahreszahl 1488 tragenden Kirchenbuche bemerkt, seine Schriftzüge, Sprache, das Pergament sogar wiesen mit Sicherheit auf jene Zeit zurück. Die Kritik hat nämlich die Echtheit der in jenem Kirchenbuche enthaltenen Berichte angezweifelt, und unser Verfasser sieht sich zu der Bemerkung veranlaßt: „Es ist nicht wahr, wenn man sagt, dieses Buch sei erst vom Kaplan Eichhorn (in dem über dem Flüeli gelegenen St. Niklausen) im Jahre 1608 geschrieben worden." Wir enthalten uns jedes Urteils hierüber, bemerken jedoch weiter, daß der Verfasser nach jenem Kirchenbuche noch einiges über die Eltern von Bruder Klaus mitteilt, dann aber hinzufügt, es sei „eigentlich in jener Zeit nichts aufgeschrieben worden, die regelmäßige amtliche Führung von Kirchenbüchern wurde zuerst den Seelsorgern befohlen durch die Kirchenversammlung zu Trient am 11. Wintermonat 1563"! Und an einer früheren Stelle seines Buches (S. 14) hat er doch auch nicht umhin können, das Aufkommen einer Sagenbildung im Anschluß an die Überlieferung über seinen Helden zuzugeben, „um so mehr in einer Zeit, wo so wenig geschrieben, und in einem Lande, wo bis in die neueste Zeit gar nicht gedruckt wurde". Und doch existiert ein Kirchenbuch aus dem Jahre 1488 mit ziemlich reichem Inhalt!

Bruder Nikolaus war geboren am 21. März 1417. Es ist für uns von Wert, zu erfahren, welche Art schulmäßiger Bildung etwa die damalige Zeit dem übrigens stark mystisch veranlagten und von religiösen Visionen früh heimgesuchten Knaben zu bieten vermochte. „Ob sie zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine Schule gehabt haben, das ist zweifelhaft. Ob der Bruder Klaus habe schreiben können, auch das ist zweifelhaft; ob er überhaupt habe lesen können, das ist nicht erwiesen (S. 33)". Wie sollen wir nach diesem Berichte die Angabe S. 15 verstehen: „Wir besitzen noch vier Schriftstücke (sämtlich aus dem Jahre 1482), die der selige Bruder Klaus unterschrieben und besiegelt hat"?

Wilh. Heymann.

spruch. In Süddeutschland wurde er teilweise mit Gewalt gebrochen, wobei der Kaiser sein Drohwort: „Ihr sollt noch spanisch lernen!“ an vielen Städten schrecklich zur Wahrheit machte. Bekannt ist besonders das Schicksal von Konstanz, das damals durch die fremde Soldateska wieder zum alten Glauben „bekehrt“ wurde. Über 400 evangelische Prediger aber irrten brot- und heimatlos als Verbannte Christi im Lande umher.

Auch Moritz wurde vom Kaiser immer heftiger zur Annahme gedrängt, wagte aber nicht, ihm ein entschiedenes Nein entgegenzusetzen. So wurde denn während des ganzen Jahres 1548 mit den sächsischen Theologen und Landständen darüber verhandelt, was man allenfalls ohne Gefährdung der evangelischen Wahrheit annehmen könnte. Melanchthon, der mit Schrecken auf die verwüstete evangelische Kirche Süddeutschlands blickte und für Sachsen ähnliches Unheil fürchtete, nahm daran wesentlichen Anteil. Endlich konnte dem Landtage zu Leipzig eine Bearbeitung des Interims vorgelegt werden, die in allen Punkten, die nicht in absolutem Widerspruch mit der heiligen Schrift zu stehen schienen, den vorreformatorischen Zustand wieder herstellte. Die Messe und der ganze äußere Apparat des katholischen Gottesdienstes, sogar das Fasten als polizeiliche Ordnung, sollten den Gemeinden wieder auferlegt werden; denn diese Dinge sah man als Adiaphora an, die den Kern des evangelischen Glaubens nicht berührten. Auch dem Papste und den Bischöfen wollte man sich unterwerfen, sofern sie ihr Amt nach Gottes Befehl gebrauchten.

Doch nur mit Mühe und Not und erst nachdem die Theologen noch mancherlei beruhigende mündliche Erklärungen hinzugesetzt hatten, wurde das Leipziger Interim bei den Ständen durchgesetzt. Hiermit hatte der Kurfürst erreicht, was er wollte: einen Schild, den er dem Kaiser entgegen halten und hinter dem sich die evangelische Lehre ungeschädigt bergen konnte. Denn an eine ernsthafte praktische Durchführung auch nur der abgeschwächten Leipziger Bestimmungen ist er nicht gegangen. Nur zwei Prediger in Torgau sind abgesetzt worden; im übrigen gab sich Moritz damit zufrieden, daß an einigen Orten die Pfarrer wieder das weiße Chorhemd anlegten.

Allerdings wird man fragen müssen, ob er nicht vielleicht doch versucht hätte, mehr zu erreichen, wenn nicht der Unwille immer größer und allgemeiner geworden wäre. Daß sich aber trotz der Nachgiebigkeit der Wittenberger theologischen Führer das protestantische Bewußtsein allenthalben, auch in Sachsen, kräftig zu regen begann, ist zum guten Teil Verdienst des Flacius. Anonym, aber unter bezeichnenden Decknamen wie Wahrmund und Lauterwahr, veröffentlicht er zunächst mehrere Schriften gegen das Augsburger Interim. Darin hält er mit Leidenschaft und im Tone der alttestamentlichen Propheten dem Kaiser und seinen Helfershelfern bei jenen Machenschaften, den epikureischen Ohrenkrauern, wie er sie nennt, ihre Sünden vor. Besonders hart mitgenommen wird der „Judas“ Agrikola, dem Karl für seine guten Dienste eine große Summe geschenkt und eine reiche Aussteuer für seine Töchter in Aussicht gestellt hatte. Nicht geringer aber ist sein Unmut über „das sophistische Buch von Leipzig“, das er, wie er schreibt, nur mit großen Schmerzen und vielen Seufzern gelesen habe, wie auch über die Schwäche seiner Kollegen, insbesondere Melanchthons, der sich vom Hofe völlig hatte einschüchtern lassen. Diese Männer, meint er, hätten von Anfang an an der Spitze derer stehen sollen, die Christum bekennen und den Antichristen bekämpfen; anstatt dessen haben sie „in heimlichem Zusammenhauchen mit den gottlosen Bischöfen ihre trügerischen Netze geflickt“ und darin den Landesausschuß, „der sich solches von den großen Doktoribus nicht versehen“, eingefangen. Solange die Verhandlungen noch im Gange waren, hat Flacius die Häupter der Wittenberger Theologie unausgesetzt brieflich und mündlich, zuletzt fußfällig bestürmt, fest zu bleiben. „Ich habe Domino Philippo oft gesagt: Herr Präzeptor, je gelinder Ihr seid, desto trotziger die Feinde werden!“ Melanchthon gab ihm zur Antwort, er sei ein alter Mann und habe immer den Frieden geliebt, er wolle auch jetzt keinen Aufruhr stiften. In eine öffentliche literarische Polemik gegen seine Freunde einzutreten, ist Flacius, wie er selbst versichert, sehr schwer geworden. Als er aber sah, daß auf dem bisherigen Wege nichts auszurichten war, „da,“ schreibt er, „dachte ich hin und her, was in solchem kläglichen Wesen zu tun wäre. Also habe ich endlich das letzte Mittel ergriffen und hab' selbst dawider geschrieben. Hab' also in großer Traurigkeit und Trübnis meines Herzens geschrieben, denn ich hätte des Namens meiner Präzeptoren gern verschonet. Da ich's nun geschrieben, überlas ich's mehr denn zwanzigmal, machte alles gelinder so viel mir möglich war. Endlich beschloß ich bei mir, es wäre besser, etlichen Leuten an ihren Namen greifen, denn das Evangelium Christi mit antichristlichen Greueln beschmeißen und ihr eigenes Heil in Gefahr setzen. Also hab' ich dasselbe Buch zum Drucker geschickt.“ Wir dürfen es dem Flacius wohl glauben, wenn er versichert, es sei ihm hart genug angekommen, sich loszureißen von den Leuten, „welcher Gunst ich lieber alle Zeit behalten hätte“; denn er, der Fremdling, war dann völlig ohne Rückhalt. Armut, Schmach, „samt mancherlei anderem Unrat“ sah er für sich und die Seinen voraus. „Doch hab' ich davor geacht, daß ich mehr der Kirche Heil und Gottes Ehre, denn allen anderen Dingen in dieser Welt dienen sollte.“

Die erste kleine Schrift, die er in dieser Sache herausgab, trug den Titel: „Daß man nichts ändern soll“; er verteilte sie selbst unter seinen Bekannten. Nach dem Zustandekommen der Leipziger Beschlüsse folgte eine zweite: „Wider den schnöden Teufel, der sich jetzt abermals in einen Engel des Lichts verkleidet.“ Der Verfasser nennt sich auch diesmal nicht, konnte aber selbstverständlich nicht lange verborgen bleiben. Damit wurde seine Stellung in Wittenberg unhaltbar.

So beschloß er denn Ostern 1549 die Universität zu verlassen. Melanchthon teilte er mit, er gedenke auf einige Zeit ins Ausland zu gehen, sowohl seiner Gesundheit wegen als auch deshalb, weil er die Neuerungen — es war inzwischen auf Grund des Leipziger Buches eine neue Kirchenagende ausgearbeitet worden — nicht mit ansehen wolle. Sein Weib, das eben der Geburt eines Kindes entgegensah, und seine auskömmliche Stelle ließ er zurück und zog ins Ungewisse hinaus. Melanchthon zürnte ihm aufs äußerste; er schalt ihn den slavischen Ausreißer und meinte, er habe eine Natter an seiner Brust genährt; des Flacius Groll gegen die Wittenberger stamme nur daher, daß er nach Cruzigers Tode nicht dessen Professur erhalten habe. Nun, wenn er nur Karriere machen wollte, so war der Weg, den er einschlug, sicherlich der ungeeignetste! Nachdem sich Flacius in Lüneburg und Hamburg mit Gleichgesinnten besprochen hatte, wandte er sich nach der einzigen Stadt, die bis zur Stunde dem Kaiser Trotz bot, und wo allein noch Schriften gegen das Interim gedruckt werden konnten. Von Magdeburg, jetzt genannt die Kanzlei Gottes, eröffnete er, seinen Lebensunterhalt sich als Aufseher in Druckereien verdienend, einen rücksichtslosen Schriftenkampf gegen die „Adiaphoristen“. Zuerst hat er sich noch einmal brieflich an Melanchthon gewandt: er erhielt keine Antwort. Dann erschien seine schon erwähnte Apologie an die Wittenberger Schule, in Wahrheit eine Anklageschrift. Jetzt setzte der hauptsächlich Angegriffene in einem ruhig gehaltenen, offenen Schreiben seine Stellung auseinander. In Bezug auf die Lehre, sagt Melanchthon, habe er seine Ansicht nicht geändert, und auch die Wiedereinführung der katholischen Riten nicht gewünscht. Aber unheilvoll sei des Flacius Meinung, man hätte eher die Kirche verwüsten lassen und mit Aufruhrdrohung die Fürsten schrecken sollen, anstatt eine Knechtschaft zu tragen, unter der doch die Frömmigkeit nicht litte. Gerade dies bestreitet nun Flacius: die auf Schrauben gesetzten Worte des Interim ließen überall eine Deutung im katholischen Sinn zu, und unterwerfe man sich erst wieder der bischöflichen Jurisdiktion, so werde sich der römische Geist in kurzem des ganzen verlorenen Gebietes aufs neue bemächtigen. Was aber die äußeren Bräuche anlange, so hätten sie sich nur allzuoft als die Pflanzstätten des schlimmsten Aberglaubens erwiesen, und jedenfalls verlören sie sofort den Charakter als Adiaphora — hörten sie auf, sittlich gleichgültig zu sein —, wenn sie der Kirche wider Willen aufgenötigt würden. In solchem Falle sei es vielmehr Pflicht, Widerstand zu leisten und zu dulden,

was daraus erfolgen möge. Denn die Tyrannen sind dem Flacius nur Zuchtruten in der Hand Gottes; darum ziemt es sich, die Hand, welche die Rute führt und nicht die Rute selbst zu versöhnen. Wäre es möglich, wider den Willen der Hand die Rute zu besänftigen, daß sie uns nicht schlage, dann wäre mit Sicherheit zu fürchten, daß die Hand die Rute von sich werfen und einen Hammer ergreifen möchte, um uns gänzlich zu zermalmen! Vorteilhaft sticht dieser Bekennermut ab von Melanchthons Ängstlichkeit, und der Jubel, mit dem sein Vorgehen von unzähligen begrüßt wurde, die Spottverse, die allenthalben über das Interim gehört wurden, beweisen, daß er einen großen Teil des protestantischen Volkes aus der Seele redete. Wenn ihm dabei manches harte Wort entschlüpfte, so muß man ihm zu Gute halten, daß es die Leidenschaft der Sache war, die seine Feder führte. Die Wittenberger, die ihm kleinliche, persönliche Motive unterschoben, haben ihm darin schweres Unrecht getan.

Aber Flacius hat leider auch dann noch nicht die Waffen aus der Hand gelegt, als durch die politischen Ereignisse der Kampf gegenstandslos geworden war. Im Oktober 1550 hatte sich Moritz von Sachsen vor Magdeburg gelagert, um die kaiserliche Acht zu vollstrecken. Nach vierzehnmonatlicher Belagerung kapitulierte die Stadt, doch hat der Kurfürst den wilden Lutheranern, die einige auf den Wällen von Magdeburg aufgehängt zu sehen wünschten, in Gnaden verziehen. Nicht lange danach führte er, seinen früheren Verrat an der protestantischen Sache wieder gut machend, das gesammelte Heer gegen den Kaiser und nötigte ihn zu dem Vertrage von Passau, dem bekanntlich im Jahre 1555 der Augsburger Religionsfriede folgte, wodurch den Verwandten des nach dieser Stadt genannten Bekenntnisses paritätische Anerkennung gesichert, freilich auch die konfessionelle Spaltung Deutschlands zum Definitivum erhoben wurde.

Die Flacianer waren jedoch nicht gewillt, die Wasser des adiaphoristischen Streites ungeklärt im Sande verlaufen zu lassen: Erst müsse die überteuflische Sünde der Verleugnung durch Erkenntnis und Buße ausgelöscht, müßten die Irrtümer ganz aus der Kirche ausgetilgt sein, ehe von Versöhnen geredet werden könnte; denn solange man sie darin lasse, hörten sie nicht auf, wie ein Krebs um sich zu fressen. Flacius hätte sich wohl damit zufrieden geben können, als Melanchthon ihm brieflich seine Schuld in edler Weise eingestand: „Habt den Sieg, ich weiche, ich streite nicht um jene Gebräuche und wünsche von Herzen, daß die Kirchen der süßen Eintracht genießen. Ich bekenne auch, daß ich in dieser Sache gesündigt habe und bitte Gott um Verzeihung, daß ich nicht weit geflohen bin von jenen hinterhaltigen Beratungen."

Flacius aber meinte, sich des grausamen Zornes Gottes schuldig zu machen, wenn er nicht unter allen Umständen eine öffentliche Verdammung der interimistischen Ketzereien durchsetzte. Man kann ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er gegen seinen früheren Lehrer und Wohltäter wie ein Inquisitor vorgegangen ist. Als 1557 zu Coswig in dieser Sache verhandelt werden sollte, da hat er die Vermittler beschworen, ohne Ansehen der Person zu Melanchthon wie Nathan zu David, wie Elias zu Ahab, wie Paulus zu Petrus zu reden. Wirklich sind sie in einer Weise gegen Melanchthon vorgegangen, daß er gemeint hat, sie seien gekommen, ihn zu kreuzigen. Erreicht wurde nichts, — die gegenseitige Erbitterung ist nur noch größer geworden, und Melanchthon hat drei Jahre später, kurz vor seinem Ende, noch geseufzt: „Wenn mich die grausamen Tiere, päpstliche und illyrische, zerreißen, das muß ich leiden! Gott helfe mir gnädiglich."

Jena. F. Lipsius.

Der Protestantismus am Ende des 20. Jahrhunderts in Wort und Bild.*)

Verschiedenemal haben wir auf dieses hervorragende Werk in diesem Blatte hingewiesen. Kurz vor Weihnachten ist es zum Abschluß gelangt. In einem Schlußwort nimmt der Herausgeber, Herr Pastor Werckshagen, Berlin, Gelegenheit, all den Männern und Behörden zu danken, die ihm hilfreiche Hand dabei geleistet haben. Auch die deutsche Kaiserin und besonders der Regent von Sachsen-Coburg, der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg, haben das Werk an ihrem Teile gefördert. Es muß allerdings große Mühe gemacht haben, alle die Vorlagen herbeizuschaffen, die in diesem monumentalen Werke verarbeitet sind: Museums- und Bibliotheksvorstände des In- und Auslandes, Verleger, Kunstanstalten, Gelehrte, Künstler, Sammler, sie alle haben diesem Buche Freundlichkeiten erwiesen, daß es nun ein wahrer Schatz des deutschen evangelischen Volkes werden kann. Wollte Gott, auch edle Katholiken läsen einmal die große Geschichte des Protestantismus, die hier beschrieben ist. Es ist hier wirklich der Versuch gemacht, allen kirchlichen Richtungen gerecht zu werden. Unter den Charakterköpfen des evangelischen Deutschlands finden wir Oberlin, Klaus Harms, Vilmar, Kliefoth, Hengstenberg, Nitzsch, Hülsmann, Karl Schwarz, G. Werner, Fliedner, Gerok, hier brüderlich geeint, die sich hier unten geweigert hätten, so nahe, so friedlich bei einander zu stehen. So ist es auch mit den „Meistern der evangelischen Gottesgelehrtheit", unter denen R. Rothe, F. Chr. Baur, D. Fr. Strauß, von Weizsäcker, Ed. Zeller, C. Hase sagen, was unsere Richtung im 20. Jahrhundert dem Protestantismus geleistet hat. Unter den Meistern der evangelischen Kanzelberedsamkeit nimmt neben Fromme auch Bitzius einen Ehrenplatz ein, dessen Predigten wir allen unsern Lesern zu dieser Festzeit noch einmal empfehlen. Wir freuen uns des Heftes: Evangelisches Christentum außerhalb der Landeskirche (Altlutheraner, Brüdergemeine, Mennoniten); das ist auch ein Zweig am Stamme der Reformation, der Früchte getragen hat. Wer kann die prächtigen Nummern alle bezeichnen: der Protestantismus und das Volksschulwesen des 19. Jahrhunderts (34), der Protestantismus und die deutsche Dichtung, der Protestantismus in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts (36/37). Dieses Doppelheft ist hervorragend durch seine Illustrationen. Dann wird das protestantische Kirchentum in den außerdeutschen Landen gemustert und beschrieben, und zwar durch Landeskinder (Schweiz, Niederlande, England, Italien, Frankreich bis nach Nordamerika und Australien), wahrlich eine großartige Revue. Heft 49 bespricht das „protestantische Jahrhundert", politische Geschichte (Bismarck), humane Bestrebungen, Philosophie und Geschichtsschreibung (Treitschke, Grimm), die Kunst (R. Wagner). Das letzte Heft, „der Protestantismus unter Kaiser Wilhelm II.", beschreibt die Kräfte der Gegenwart und Aufgaben der Zukunft. Der Kaiser hat allerdings für den Protestantismus schon vieles getan, hoffentlich gelingt ihm noch der Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen auf breiter Grundlage; hoffentlich hilft er auch, daß „Freiheit in der Entwicklung der Religion" in Preußen nun nicht mehr Unglaube gescholten wird in seinen Landen, nachdem er in Liegnitz so herrliche Worte gesprochen. Er ließ auch 200 Exemplare dieses Buches kaufen und verbreiten. O. V.

*) Verlag Wartburg, Berlin. 50 Lieferungen à 1 M.

Umschau.

(**Italien.**) † Dr. Heinrich Kitt. Von diesem Manne, um den eben die Evangelischen in Bergamo trauern, werden, außerhalb der Schweiz, seiner Heimat, nur wenige wissen; doch verdient er, daß auch von den Freunden des „Protestantenblatts" in Deutschland seiner gedacht werde. Und das nicht nur wegen der 56 Jahre seines Wirkens an ein und derselben Gemeinde — am Neujahrstag 1903 hielt der Zweiundachtzigjährige seine letzte Predigt —, sondern auch wegen der echt evangelischen, taktvollen und geradezu vorbildlichen Erfüllung seines Berufs, durch die er sich nicht nur die Liebe der Glaubensgenossen, sondern auch die Achtung der katholischen Christen erworben hat. Die evangelische Gemeinde in Bergamo wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts von ein paar eingewanderten Schweizer Kaufleuten gegründet. Ihr erster Pastor war der damals 20jährige Hans Kaspar Orelli. In der

napoleonischen Zeit kamen italienische und französische Familien hinzu. „Es herrschte," heißt es, „unter diesen bergamoskischen Kolonisten, die in aller Stille, inmitten der katholischen Bevölkerung, ihres Glaubens lebten, ein vom Handelsgeist nicht erdrücktes ideales Streben," und Heinrich Kitt, den sie im Jahre 1847 zum Prediger wählten, war der rechte Mann, es zu nähren und die Gemeinde in Bergamo zum kirchlichen Mittelpunkt für die Evangelischen im weiteren Umkreise, von Lecco bis Brescia, zu machen. Seine Aufgabe war keine leichte. Es galt abwechselnd in drei Sprachen zu predigen, und der Züricher Kitt (geb. 17. Juli 1819) war nur des Deutschen ganz mächtig. Da ist es denn von Interesse, zu hören, wie ihm ein gebildeter katholischer Priester, der Abbate Don Luigi Fonsi, zu Hilfe kam, indem er, in vollständigster Objektivität, der Form seiner Predigten „die schließliche Abrundung gab, ohne am Inhalt zu rühren oder ihn irgendwie zu beanstanden, wenn er auch mit demselben nicht immer ganz einverstanden war". Es währte übrigens nicht allzulange und der junge Pastor beherrschte das Italienische wie seine Muttersprache. Aber es galt noch eine andere und viel ernstere Schwierigkeit als die sprachliche zu überwinden. Welche, und wie er es mit Erfolg versuchte, hören wir am besten von ihm selbst.

„Andächtige von allen Strahlenbrechungen des evangelisch-protestantischen Bewußtseins sind da zu vereinen; denn es ist kaum eine der vielen Richtungen unserer Zeit, welche in der Kolonie nicht vertreten wäre. Da sind Gläubige — zwar nicht mehr viele — aus der Schule Calvins, von dem heute noch glühenden Boden der Cevennen. Da sind Männer, die in der religiös ernüchterten, aber für Freiheit und Fortschritt begeisterten reformierten Schweiz ihre Bildung geholt haben, und neben ihnen Frauen, denen der Wohlstand die Muße gab zu zarter und sorgfältiger Ausbildung des Geistes und Herzens; Frauen, die fein und tief fühlen, aber mimosenhaft zusammenschrecken vor jedem rauheren Luftzug, der sie aus den Bewegungen unserer Tage anweht. Da sind Leute beider Geschlechter, welche die Woche hindurch mit Anstrengung arbeiten müssen und am Sonntag, wenn sie überhaupt zum Gotteshaus kommen, daselbst nicht angestrengt, noch ernüchtert, sondern erhoben werden wollen. Alle zumal aber haben eins gemeinsam: sie haben ein Herz in der Brust, welches der Odem des Ewigen bewegen soll und befruchten, und diese Bewegung und Befruchtung ist es, welche sie alle, wie billig, von dem Zeugen des Ewigen verlangen. Wir möchten einmal unsere lieben Vaterlandsgenossen von der Schweiz, wie die Landsleute des großen Deutschen Reichs, welche für jede ihrer aparten Richtungen und Stimmungen eine besondere Kirche und einen besonderen Prediger haben, in ein Diasporakirchlein einladen, damit sie zusehen könnten, ob es nicht auch, und vielleicht besser ginge ohne Orthodoxismus und ohne Pietismus, ohne Reformertum und ohne Schöntun mit den weitgehenden Strömungen der Zeit, wohl aber ginge mit dem, was diesem allem, so entgegengesetzt es ist, gemeinsam innewohnt und gemeinsam drin pulsiert als Gottesgefühl und Regung des freien, heiligen, göttlichen Geistes."

In diesem Sinne, mild, versöhnlich, weitherzig, verwaltete der Verstorbene sein Predigtamt. Wer ihn deshalb der Unentschiedenheit und Farblosigkeit beschuldigen wollte, würde ihm Unrecht tun. Er war ein Freund und Gesinnungsgenosse von H. Hirzel, dem viel älteren schweizer Prediger, und von den Geistlichen an St. Peter in Zürich, den Herren Furrer und Wißmann. „Er gewann," wird ihm nachgerühmt, „durch die Milde und durch die Schönheit seines Wortes die Gemüter; dazu gesellte sich eine wahrhaft kindliche Herzensgüte und die christliche Ergebung in den Tagen der Trübsal, davon ihm ein volles Maß zugeteilt war."

Eine besondere Freude bereitete ihm, nachdem die Gemeinde 20 Jahre lang in einem Privathaus und während 50 Jahre in einem kleinen Oratorium den Gottesdienst gehalten, der Bau eines würdigen Kirchleins. Den Tag der Einweihung desselben (1876) betrachtete Pfr. Kitt als einen der glücklichsten seines Lebens.

Im Frühjahr 1897 bereitete die Gemeinde ihrem Pfarrer am 50. Jahrestage seines Amtsantritts einen wahren Ehrentag durch eine ebenso glänzende wie gemütliche Jubelfeier, an der seine Verdienste und seine Treue die höchste Anerkennung fanden.

Gern schließe ich diesen kurzen Bericht mit den Worten der klerikalen „Gazetta provinziale di Bergamo" über ihn. „Diese Trauerkunde ist nicht nur für die Schweizerkolonie, der er zur Ehre und Zierde gereichte, sondern auch für alle Bewohner Bergamos, welche sein tiefes Gemüt, seinen regen Geist kannten, eine schmerzliche. Das Leben des Dahingeschiedenen war in christlichem Sinne den ernsten Pflichten seines Amtes, der liebevollen Sorge für seine Familie und literarischen Studien geweiht. Feinde hatte er keine; im Gegenteil, es wuchs immer mehr die Achtung und die Verehrung aller, die ihm näherstanden." D. D.

Kirchliche Nachrichten.

Protestantisches.

(Berlin.) Zum Gedächtnis H. Kochhanns. In dem am 31. März nach langem Leiden heimgerufenen Stadtältesten H. Kochhann hat auch der Berliner Unions-Verein eines seiner treuesten und ältesten Mitglieder verloren. Seit Gründung des Vereins und seinem Anschluß an den deutschen Protestanten-Verein war der Verewigte, der älteste Sohn des unvergeßlichen Ehrenbürgers Kochhann, von Jugend an ein treuer und opferfreudiger Freund aller kirchlich-liberalen Bestrebungen. Im väterlichen Hause war ihm bereits durch den Einfluß seines ebenso frommen als tatkräftigen Vaters die ganze Herrlichkeit der im Geiste Schleiermachers gelehrten freieren Auffassung des Christentums aufgegangen und in einem reichen und arbeitsvollen Leben hat er die Grundgedanken des protestantischen Christentums in Staat und Gemeinde verwirklicht. Durch aufrichtige Freundschaft mit den Führern des kirchlichen Liberalismus, einem W. Müller und J. Schmeidler von der Jerusalemskirche und einem Hoßbach und Lisco von der Neuen Kirche verbunden, nahm er seit Begründung der Gemeindeordnung reichlichen Anteil am kirchlichen Leben. Freudig begrüßte er die Anteilnahme der Laien an der kirchlichen Verwaltung und war zunächst Vertreter in seiner Heimatsgemeinde, der Dorotheenstädtischen Kirche bis zum Jahre 1882, dann längere Zeit bis zur Erschöpfung seiner Kraft Patronatsältester der Jerusalemskirche. In den vereinigten Kreissynoden vertrat er in energischer Beredsamkeit und mit seltener Geschäftsgewandtheit die Rechte seiner Heimatgemeinde. Auf der Brandenburger Provinzialsynode vom Jahre 1878 kämpfte er noch Schulter an Schulter mit den liberalen Fd. Techow und H. Schroeder für eine gerechtere Vertretung der größeren Gemeinden in den Kirchensynoden und für Entlastung der überbürdeten Berliner Gemeinden. Im Magistrat der Stadt Berlin war er stets ein eifriger Fürsprecher liberaler Geistlicher, als die städtischen Behörden noch weniger entschieden für die Wahl freisinniger Geistlicher eintraten. Große Opfer brachte er für die Erbauung und reichere Ausschmückung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Von ihm kann man sagen: „Der Eifer um das Haus der Bürger und die Ehre der protestantischen Hauptstadt hat mich verzehrt." Seine glühende Liebe für die Person des Erlösers hat er in einem reichen Leben betätigt und von ihm gilt das Wort: seine Werke folgen ihm nach!

O. F.

Auf Veranlassung des Evangelischen Bundes hält Herr Freiherr Hans von Wolzogen-Bayreuth im Konzertsaal der Hochschule für Musik, Charlottenburg, Fasanenstr. 1, Dienstag, 21. April, abends 8 Uhr, einen Vortrag über „Bayreuth und sein Parsifal", der künstlerische und religiöse Charakter des Werkes. Der Reinertrag ist für Bundeszwecke bestimmt. Einlaßkarten à 50 ₰, 1 ℳ und 2 ℳ sind zu haben in der Geschäftsstelle Lindenstr. 89 II (9—1 und 4—7 Uhr), in der Buchhandlung von Georg Nauck (Fritz Rühe), Berlin SW, Friedrichstr. 52/53 (nahe Leipzigerstraße) und in der Hochschule selbst beim Kastellan Herm. Schütze.

(Rheinland und Westfalen.) Aus dem Wuppertal teilt das „Evang. Gem.-Bl. f. Rhld. u. Westf." mit: Die kirchlich-liberale Bewegung, die letzthin in zahlreichen Gemeinden Platz gegriffen hat, so kürzlich erst in Solingen, hat, wie man uns schreibt, jetzt auch hier Boden gefaßt. Dies zeigte sich gestern bei der Wahl von Repräsentanten in der lutherischen Gemeinde. Fünfzehn Repräsentanten waren neu zu wählen. Sämtliche Ausscheidende, die der positiven Richtung angehörten, kandidierten wieder. Sieben von den Sitzen wurden aber von Anhängern der liberalen Richtung erobert. Welche Herren von den Positiven wieder der Repräsentation angehören werden, muß erst eine Stichwahl unter denjenigen entscheiden, die die meisten Stimmen auf sich vereinigten.

Römisches.

Jesuiten. Wir können unmöglich alle Protestverhandlungen und -resolutionen erwähnen, die in diesen Tagen gegen die Aufhebung des § 2 uns bekannt geworden sind. Interessant ist eine Bemerkung des „Schwäb. Merkur", der zu der unverschämten Lüge: daß es eine Verleumdung des Jesuitenordens sei, wenn behauptet wird, seine Spitze kehre sich hauptsächlich gegen die Reformation und den Protestantismus, bekannt gibt: Diese Hauptkirche des Jesuitenordens (die Kirche del Gesú in Rom) ist zwar nicht die schönste der 365 Kirchen Roms, wohl aber eine der reichsten und prächtigsten. Ja, die Überladung mit Schmuck, Gold und Marmor berührt den Reisenden, der nur einen schwachen Blick in das namenlose, auf dem platten Land des schönen Italiens herrschende Elend werfen

konnte, wahrhaft widerwärtig. Nun, neben dem Hauptaltar dieser Kirche steht die kolossale Bronzestatue des Ignatius von Loyola mit zwei Schlangen, auf deren Köpfe der „Heilige“ seine Füße setzt. Diese Köpfe tragen weithin sichtbare goldene Inschriften; sie lauten: „Luther“ und „Calvin“.

Ausland.

(England.) Gegen den Ritualismus, jene katholisierende Richtung in der evangelischen Geistlichkeit Englands, der sich ein Drittel der Geistlichkeit und fast alle Bischöfe angeschlossen haben, ist im englischen Parlament, wie die „Tägl. Rundschau“ Nr. 142 meldet, ein schwerer Schlag geführt worden durch Annahme eines Gesetzes mit 51 Stimmen Mehrheit in zweiter Lesung, dessen Inhalt ein verschärftes Vorgehen gegen die Ritualisten ermöglicht. Während bisher dem Bischof sein Vetorecht es ermöglicht, jeden Prozeß niederzuschlagen, ist nunmehr der Bischof verpflichtet, wenn er selbst nicht die Anklage verfolgen will, diese an den erzbischöflichen Appellgerichtshof weiterzugeben. Ein schuldig befundener Geistlicher hat nunmehr nur drei Monate statt bisher drei Jahre Frist sich zu entscheiden, ob er sich unterwerfen und sein Verhalten ändern will und als Strafe wird nicht auf Gefängnis, sondern auf Amtsenthebung erkannt. Welche Zustände bisher herrschten, ist in der Debatte zu Tage gekommen. Nachdem 1898 der Gebrauch von Weihwasser verboten worden war, stieg die Zahl der Kirchen, in denen es Verwendung fand, von 381 auf 393. In 71 Kirchen aller Diözesen sind folgende Mißbräuche zu konstatieren: Kinderkommunionen; Aufbewahrung der Hostie zu Andachtsübungen und Anbetung; Verwendung des römisch-katholischen Meßrituals; Totenmessen (in St. Paul-London soll am 6. Mai die erste Totenmesse seit den Zeiten der Reformation gefeiert werden); die Forderung der Ohrenbeichte vor dem Priester; unerlaubte Feste; Anrufung der Heiligen; Andachten zur heiligen Jungfrau; Verkündigung ihrer unbefleckten Empfängnis u. s. w. Der Kampf gegen den Ritualismus, der hier eine Niederlage erlitten hat, hat seit 1865 vor allem die Church Association die in allen Wahlkreisen protestant Hundreds — protestantische Hundertschaften ins Leben rief, geführt. — Wie muß es aber doch um das protestantische Bewußtsein Englands bestellt sein, wenn solche Zustände so mächtig werden, wenn gegen sie solche Maßregeln ergriffen werden müssen!

(Rußland.) Tolstoi soll den unmittelbaren Anstoß zu dem Toleranzmanifest des Zaren gegeben haben. Nach der „Neuen Freien Presse“ hat die religiöse Unduldsamkeit im Gouvernement Charkow ihren Höhepunkt erreicht. Viele Bauern halten dort sich nicht zur Kirche. Sie wurden deswegen grausam verfolgt. Ihrer Ernährer beraubt, von den einquartierten Soldaten ausgebeutet und mißhandelt, bei der oberen Behörde kein Gehör findend, richteten die Bauernfamilien in ihrer Verzweiflung ein Schreiben an den Grafen Leo Tolstoi, welches, wiewohl unorthographisch und oftmals völlig unverständlich, dennoch ein erschreckendes Bild der Leiden dieser „Abtrünnigen“ entwarf. Unter anderm erzählten die unglücklichen Bauernweiber und Greise, daß die Behörde sogar die auf Befehl des Zaren befreiten Bauern im Gefängnis zurückbehielt und die schwangeren Frauen im strengen Winter zu Fuß von Charkow nach Sumy schickte, obwohl ihnen Fahrkarten auf der Eisenbahn angewiesen wurden. . . Sie baten flehentlich den Grafen Tolstoi, „seine mächtige Stimme“ für die Unglücklichen zu erheben und den Sieg der Wahrheit herbeizuführen. Und Tolstoi richtete ein Schreiben an den Zaren, welchem er den Brief der hilfesuchenden Bauern beilegte. . . . Diesem Briefe folgte ein zweiter, in dem die traurige Geschichte der kaukasischen Duchoborzy, jener Sektierer, welche nach Kanada auswandern mußten, um religiösen Frieden finden zu können, ausführlich erzählt wurde. Der Eindruck dieser Briefe des Einsiedlers von Jaßnaja-Poljana auf den Zaren soll ein gewaltiger gewesen sein. Nikolaus II. verehrt bekanntlich Tolstoi als Menschen und Schriftsteller ungemein. Und auch den Briefen Tolstois über die Toleranzfrage in Rußland schenkte er seine Aufmerksamkeit, um in seinem Manifest „die unabweisliche Beobachtung der Toleranzgebote“ zu verkünden. — Aber Rußland ist groß — und der Zar oft weit!

Berichtigung

zu dem Artikel: „Gibt die heutige Wissenschaft ein einheitliches Weltbild?“ Der erste Teil des genannten Artikels in Nr. 12 des Protestantenblattes leidet leider an etlichen sinnstörenden Druckfehlern. Wir bitten, das Folgende zu notieren:

In I, 7. Zeile vom Anfang: alles menschliche Erleben ein einheitliches (statt einseitiges);

in III Seite 92, 9. Zeile von oben: was ist er anderes (statt es);

18. Zeile: vor „behaupten will“ ist sich zu ergänzen.

Ferner ist in der literarischen Beilage gleicher Nummer in der Rezension betr. Driesmans zu korrigieren:

in der 13. Zeile: Selbsterfassung (statt Selbstverfassung);

in der Rezension betr. Braasch 2. Spalte, 2. u. 3. Zeile: Der Spiritualismus bleibt der natürliche Schatten des Materialismus (statt: Der natürliche Spiritualismus bleibt der Schatten des Materialismus).

½ natürlicher Grösse.

Vexir-Portemonnaie

mit fein vernickeltem Bügel, feinem, schwarzen Bock-Saffianleder. 3 Fächer, sehr schön und solid gearbeitet, nur vom Eigentümer zu öffnen, per Stück **Mk. 1.50** Porto 20 Pfg. gegen Nachnahme.

Mit Namen in Golddruckschrift 25 Pfg. mehr.

Jeder, der Bedarf in irgend einem Artikel hat, verlange **umsonst** und **portofrei** unseren grossen illustrierten Hauptkatalog mit ca. 2500 Abbildungen über unsere sämtlichen Waren. **Kein Kaufzwang! Billigste Preise. I. Qual. Ware.**

Schöne Gratis-Zugaben bei entsprechenden Bestellungen.

E. von den Steinen & Cie., Wald bei Solingen 220

Stahlwarenfabrik und Versandhaus.

In keinem Haushalte sollte fehlen das praktische

Viktoria-Lehrbuch der Damenschneiderei

zum Selbstunterricht mit Original-Zuschneide-Tableau.

Preis M. 1.80

9. Auflage.

Mit diesem Buche ist nach sachverständigem Urteile ein Problem gelöst, das geradezu verblüffend wirkt; jede Dame, ob jung oder alt, ist mittels desselben in der Lage, sich in kürzester Frist so in der Damenschneiderei auszubilden, dass sie fremder Hilfe vollkommen entraten kann. Gegen Einsendung von 1.95 M. oder unter Nachnahme (20 Pf. teurer) direkt zu beziehen von der Firma

Friedr. Stahn's Verlag, Berlin S. W. 48, Wilhelmstr. 137.

Dieselbe Firma liefert für je 1.60 M.: die 3 neuesten Rockschnitte, oder die 3 n. Blousenschnitte., oder 3 Jakettschn., oder 3. Boleroschn., oder 4 Ärmelschn., oder 3 Taillenschn. (dtsch., engl. u. französ.)

Alles mit neuesten Mode-Bildern.

Emmer-Pianinos Flügel — Harmoniums.

Firma 1870 gegründet

Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.

Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik: **Wilhelm Emmer,** Berlin 219, Seydelstraße Preisliste, Musterbuch umsonst.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein

Auf Gegenseitigkeit. **Stuttgart.** Mit Aktiengarantie.

Gesamtreserven über 30 Millionen Mark.

Gesamtversicherungsstand: 520 000 Versicherungen über 2 930 000 Personen. Monatlicher Zugang über 6000 Mitglieder.

Der Stuttg. Verein empf. Pers. beiderlei Geschlechts sowie ganzen Verbänden, den Beitritt zu seiner mehr als 43 000 Mitglieder zählenden

Sterbekasse.

Versicherung in Höhe von 100—1000 Mark ohne ärztl. Untersuchung. **Konkurrenzlose Bestimmung: bei Tod durch Unfall wird die doppelte Versicherungssumme ausbezahlt.** Zum Abschluß von Versicherungen werden allerorts

Mitarbeiter aus allen Ständen

angenommen u. bei berufsmäßiger Thätigkeit dauernd gegen feste Bezüge angestellt.

Prospekte und Versicherungsbedingungen kosten- und portofrei.

Im Verlage von **Emil Behrend** in **Wiesbaden** erschien:

Christentum und moderne Weltanschauung.

Ein Vortrag von **Wilh. Brückner,** Stadtpfarrer in Karlsruhe.

Preis 60 Pfennig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage.

Technikum Altenburg S.-A. **für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.** Lehrwerkstätte. — Programme frei. Regierungs-Kommissar.

Probenummern des „Protestantenblattes“ werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Der Verlag.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.